

Achim Brosziewski

René Tuma: Videoprofis im Alltag. Die kommunikative Vielfalt der Videoanalyse. Wiesbaden: Springer 2017, 324 S., ISBN 978-3-658-15165-2, 49,99 €.

Die Sozialwissenschaften im Allgemeinen und die Soziologie im Besonderen haben die Videotechnologie längst in ihren Bestand an Zugriffsinstrumenten auf die soziale Wirklichkeit inkorporiert. Es gibt etliche Schriften darüber, was man forschend mit Videos anfangen kann und welchen Regeln dabei zu folgen sei. In seiner Studie über Videoprofis im Alltag beschreitet René Tuma einen anderen Weg. Er geht von dem Umstand aus, dass Videoanalysen mittlerweile zum sozialen Alltag gehören, zumindest in einer ganzen Reihe von Feldern professioneller Tätigkeiten. Tumas Untersuchungsbereiche sind die Polizeiarbeit, die Fußballtaktik sowie die Marktforschung. Leitend ist dabei die Annahme, dass die Erkenntnisproduktion qua Video feldeigenen Logiken folge. Sie gehorche jenen Organisations- und Professionsbedingungen, in denen sich die Videoanalyse als Service etabliert hat oder zu etablieren versucht. Zur Fixierung seines Erkenntnisinteresses wählt Tuma den Begriff der vernacularen Videoanalyse, hergeleitet vom englischen „vernacular“ für mundartlich, einheimisch und volkstümlich, das seinerseits vom lateinischen Ausdruck für im Hause geboren, eingeboren und inländisch abstammt.

„Dieser [Untersuchungsgegenstand, AB] ist das als vernacular bezeichnete, also das in den jeweiligen Feldern ‚heimische‘, mit konkreten Handlungszielen verbundene Analysieren oder Auswerten von Videoaufzeichnungen menschlichen Handelns, Verhaltens oder Bewegens.“ (S. 105)

Die Eingrenzung einer vernacularen Videoanalyse erlaubt es Tuma, das eigene Vorgehen als reflexive Videoanalyse zu konturieren. Die reflexive Videoanalyse bedient sich forschend jenes Mittels, das sie erforscht. Ihre Kunst soll sein, vom Gegenstand für die eigene Methodik zu lernen und umgekehrt, ohne das Eine mit dem Anderen zu verwechseln. Dieser Gestus erinnert an die Studie von Jo Reichertz (1991), die „Kriminalpolizisten und Feldforscher bei der

Arbeit“ untersuchte und von der kriminalistischen auf die soziologische „Aufklärungsarbeit“ schloss und umgekehrt – notabene in einem Beobachtungsfeld, das bei Tuma (neben zwei anderen) wieder auftaucht.

Tuma war in seinen drei Feldern ethnographisch und videographisch unterwegs. Ersterem verdankt sich, dass man die Felder und ihre Handlungsprobleme allein schon durch die Schilderung ihrer Entdeckung,¹ ihrer (Un-)Zugänglichkeiten und ihrer vertiefenden Exploration durch Insiderbefragung und feldeigene Literatur ein wenig kennen lernt. Zweiterem verdankt sich die besagte Reflexivität der Gesamtstudie, ihr Anteil an videoanalytischer Rekonstruktion von Videoanalysen. Allerdings nimmt letztere weniger Raum ein, als man hätte erwarten können. Wenn ich mich frage, aus welchen von Tumas Darstellungen ich mehr über die feldeigenen Logiken erfahren habe, dann würde ich mehr auf die ethnographischen Erkundungen und weniger auf die videographischen Analysen tippen.

Unter anderem berichtet Tuma von der Skepsis der Profis gegenüber der Reflexivanwendung ihrer Instrumente. Videoanalytiker und Videoanalytikerinnen wollen nicht gerne videographiert und videoanalytisiert werden (so wie sich Lehrerinnen und Lehrer besonders gegen Belehrungen sträuben, Ärzte und Ärztinnen bei eigenen Beschwerden nicht gern zum Arzt oder zur Ärztin gehen, ...). Tuma selbst schwankt ein wenig zwischen den Selbstbezeichnungen als ethnographisch und / oder videographisch – und an manchen Stellen klingt es so, als ob die eine Bezeichnung durch die andere ohne gravierende Sinnverschiebungen austauschbar sei. Nähe und Ferne von Ethnographie und Videographie müssten wohl einmal eigens beleuchtet werden.

Doch soll zunächst von dem die Rede sein, was ethnographisch immer am stärksten fasziniert: von den Feldern. Die Polizei nutzt Videos bereits seit langem, vor allem für die Kontrolle des öffentlichen Raumes (Straßen, öffentliche Plätze und Gebäude, Großereignisse), für Spurensuche (zum Beispiel bei der Rekonstruktion des Ablaufs von Tumulten) und für Beweissicherungszwecke (ein auch für die Soziologie paradigmatischer Fall ist die Videoaufzeichnung im Rodney King beating trial, siehe Goodwin/Goodwin 1997). Aber die bekannten techno-

logischen Neuerungen (Miniaturisierung, Digitalisierung, Multimedialisierung) haben auch die polizeiliche Videoarbeit transformiert, quantitativ und qualitativ. Es gibt Videoexperten, Videoeinheiten und (teils temporäre) Videoteams. Deren Existenz ist inzwischen bis in populäre Polizei-Darstellungen vorgedrungen, wie Tuma gleich auf der ersten inhaltlichen Seite seines Buches vermerkt. Wer Kriminalfilme schaut, kennt die meist jüngeren Technikfreaks, die den medial ungeschickteren Alt-Kommissaren und Alt-Kommissarinnen mit Videoanalysen entscheidende Sichten vermitteln, was seinerseits bereits Gegenstand ironisierender Videoclips geworden ist (Suche auf YouTube: „Let's Enhance (HD)“, Duncan Robson 2013). Die tatsächliche Videoarbeit ist sowohl komplexer als auch unspektakulärer. Tuma rekonstruiert scharfsichtig und feinsinnig, wie die polizeilichen Videoprofis sichtbar machen, was die Laien sowieso nicht, aber auch ihre Kolleginnen und Kollegen nicht ohne ihre Hilfe sehen würden.

Im Feld des Profifußballs hat die Videoanalyse mit dazu beigetragen, dass ein Spiel „eben nicht mehr 90 Minuten dauert, sondern dass die Kampfzone schon längst ausgeweitet wurde auf Vorbesprechungen, Nachbesprechungen, Analysen anderer Teams usw. ...“ (S. 244). Ihr Professionalisierungsgrad reicht je nach Vereinsinteressen und -finanzen vom Do-it-yourself bis zur eingekauften, technisch-rhetorisch-didaktisch hoch gerüsteten Expertise. Auch sie hat ihre populären Auftritte, etwa im TV-Sportstudio-Talk. Der professionell harte Kern liegt in der Taktikarbeit der Trainer mit ihren Spielern. Die Videoanalyse erneuert und verändert jene Praktiken, die ehemals eng an die Taktiktafel gebunden waren. Sollte sie tatsächlich die Sichtweise der Spieler auf ihre Bewegungsmuster beeinflussen können (was nicht Tumas Untersuchungsgegenstand war), hätten wir es mit einer veränderten ‚Geometrie‘ des ganzen Fußballspiels zu tun.

In einer Kombination von Eye-Tracking mit Videoanalysen von Konsumentenbewegungen (in Labors, Läden oder Haushalten) dient sich die Marketingforschung ihren Auftraggeberinnen und Auftraggebern an. Sie zeichnet auf und zeichnet nach, welche Objektstimuli tatsächlich zu Blick- und Bewegungsaktivitäten führen. Zu ihrer Lesbarkeit für Design- und Verkaufsinteressen

werden beispielsweise „heatmaps“ erzeugt – so wie sich die Neuroforschung mit ihren bunten Bildern von Hirnarealaktivitäten einem breiten Publikum lesbar gemacht hat.

Sollen nun die soziologischen Videoanalysen der vernacularen Videoanalysen beschrieben werden, gerät der Rezensent in exakt jene Reflexionsschleife, die Tuma mit seinen Gegenstands- und Methodenwahlen angelegt hat. Tuma macht selbst, was er an seinen Gegenständen zeigt. Für die Logik wäre solch ein Zirkel Teufelszeug, fordert sie doch eine klare Trennung von Beobachtung und Gegenstand. Zum Glück hat die soziologische Videoanalyse bereits in ihren Vorarbeiten einige Begriffe entwickelt, mit denen sich der Zirkel fruchtbar anschneiden und entfalten lässt.

Erstens entwickelt jedes Videoanalysefeld eine eigene Art von Videogestik, mit der die technischen Gegebenheiten von Aufnahme und Wiedergabe semiotisiert werden. Dazu gehören zunächst Kamera-gesten (manche sprechen hier sogar von Kamerahandlungen), bei denen Kameraeinstellungsänderungen (Standpunkt, Winkel, Fokus, Helligkeiten, Kamerabewegungen) im Bild selbst sichtbar werden, um die Betrachtung zu lenken (Beispiele: Einzoomen oder Kameraschwenke). Zur Videogestik gehören weiterhin spezifische Zeigegesten (mit Armen, Händen und Fingern, mit hard- und softwaretechnischen Pointern), mit deren Hilfe sich das videoanalytische Publikum mit den vorgeführten Bildfolgen koordiniert.

Zweitens sind in gemeinsamen Videoanalysen Reenactments zu beobachten (diesen Begriff übernimmt Tuma von Tutt/Hindmarsh 2011). Durch Gestik, Mimik und sonstige Kinetik führt eine Videoanalytikerin ihren Ko-Analytikern vor, welchen Bewegungstypus sie in den fraglichen Bildsequenzen realisiert sieht. Eine Datensitzung wird dadurch zeitweilig in Bühne und Publikum geteilt und spielt nach oder vor, was sich im Video abspielt.

Drittens bildet sich eine Arbeitssprache heraus („coding schemes“, Goodwin 1994, S. 608–609), die die Videogestik und das Reenactment mit den Fragestellungen, Zwecksetzungen, Klassifikationen und Kategorien des jeweiligen Feldes integriert, eben mit Spurensuche, Taktiktraining, Kundenver-

haltensklassifikation oder disziplinspezifisch wissenschaftlichem Erkenntnisgewinn. Erst auf dieser Ebene des kollegialen Bezeichnens (das kann konsensuell wie dissensuell geschehen) wird ein videographiertes Ereignis zu einem feldrelevanten Ereignis. Niemand sieht das Sehen der Anderen, aber man kann sich über die Ordnung des Gesehenen verständigen. Die Benennungen, Kürzel und Begriffe stellen die Bindeglieder zwischen Kommunikationsthemen und sichtbaren Evidenzen dar.

Viertens sind in den verschiedenen Feldern der Videoanalyse spezifische Strategien des Kartierens oder Mappings zu beobachten, mit denen die Zeitstrecken und multiplen Raumdimensionen der Videos abstrahiert und auf eine zweidimensionale Dokumentationsform projiziert werden. Das Mapping kommt zumeist in den Ergebnispräsentationen zum Einsatz, kann aber selbst auch als Instrumentarium der Analyse genutzt werden.

Die feldspezifischen Realisierungen von Videogestik, Reenactment, Arbeitssprache und Mapping weiter aufzurollen, sie auf Unterschiede und Gemeinsamkeiten hin zu studieren, ist eine spannende Sache. Statt dies hier zu leisten, möchte ich empfehlen, das Buch selbst zu konsultieren. Es lohnt sich – wie überhaupt für jede und jeden, die oder der sich für Videoanalyse als soziologischen Gegenstand und nicht nur als soziologisches Instrumentarium interessiert. Den verbleibenden Raum einer Rezension möchte ich aber nutzen, um einen mir diskussionsbedürftig erscheinenden Punkt aufzugreifen und etwas eingehender auszulegen.

Tuma präsentiert Ausschnitte seines Datenkorpus in einer eigenen Form von Mapping, deren Exemplare er „Fragmente“ nennt. Ihre basalen Elemente sind Zeichnungen von Standbildern („Stills“) jener Videos, die Tuma von Videoanalyisesituationen der untersuchten Videoprofis aufgezeichnet hatte. Die Zeichnungen haben gegenüber einer fotografischen Wiedergabe der Original-Stills einen dreifachen Vorzug: Zeichnungen realisieren eine erste Reduktion der visuellen Informationen auf das Wesentliche, so dass der beschreibende Text davon entlastet wird, Betrachter und Betrachterin Sehhilfen geben zu müssen. Zeichnungen tragen dazu bei, die visuelle Anonymität der aufgenommenen Personen zu wahren. Zeichnungen sind im

Buchdruck kostengünstiger als fotografische Wiedergaben. Auf der Gegenstandsebene zeigen die gezeichneten Videostills Konstellationen von Personen, Mobiliar, Bildschirmen (inklusive deren Stills) und den ein oder anderen Kleingegenstand (Geräte, Stifte etc.) – alles natürlich nur in jenen Ausschnitten, Perspektiven und Größenverhältnissen, die vom Originalvideo der untersuchten Videoanalyisesitzung erfasst worden waren. Einige von Tumas Fragmenten kommen mit dieser basalen Darstellung aus. Die meisten jedoch sind mit mehreren untereinander gereihten Videostills versehen. Hinzu kommen Transkriptionen des Gesprochenen. Gleichzeitigkeiten (von Sprache und Ortskonstellationen) und Nacheinander werden durch Zeilennummern organisiert. Die graphische Darstellung von Videoanalyisesitzungen wird also mit dem klassischen Format der Transkription gesprochener Rede gekoppelt – oder umgekehrt.

Warum ist diese Eigenheit des soziologischen Mappings bemerkenswert? Sie durchbricht auf empirischer Ebene die zuvor aufgebaute Reflexivität der sozialwissenschaftlichen Videoanalyse und stellt auch die Symmetrie zwischen Gegenstand und Methode in Frage. Denn keines der drei untersuchten Felder weist irgendein Äquivalent für die Visualisierung von Gesprochenem auf. Sollen also die erhoffte Reflexivität (Videoanalyse der Videoanalyse) vervollständigt und die angestrebte Symmetrie von Forschung und Beforschem wiederhergestellt werden, dann müsste die reflexive Videoanalyse erforschen und bekunden können, warum ein Feld (sie selbst) die Visualisierung von Verlautbartem benötigt, die anderen Felder aber nicht.

Im Blick auf diese Frage bin ich unsicher, wie weit der theoretische Rückbezug auf die visuelle Soziologie trägt, den Tuma (auf instruktive Weise) in seinem Theorieteil herstellt. Hier wird zwar, gemeinsam mit den Visual Studies, die Emanzipation des Visuellen gegenüber den Worten, der Sprache, den Diskursen betrieben. Doch von einer Integration der visuellen mit der sprachlichen Dimension der Sozialwelt ist man (trotz Wortschöpfungen wie „Viskurse“) noch weit entfernt, sowohl theoretisch als auch methodisch – ein Umstand, der für die Untersuchung des audiovisuellen Mediums „Video“ besonders schwer ins Gewicht fällt.

Diese Hinweise auf offene Fragen schmälern nicht den Wert von Tumas Studien. Ihr Verdienst liegt darin, die Frage nach der Videoanalyse als „Fall-von-X“ exponiert und erste Konturen theoretisch und empirisch gehaltvoll gezeichnet zu haben. Dass dieses X nicht in einem Rutsch zu identifizieren ist, zeigt nur an, dass sich die Fragestellung lohnt.

Anmerkung

- 1 Ungewöhnlich und auch im Kontext der Mediatisierungsforschung spannend: Tuma ist zunächst auf Softwareprogramme zur Videoanalyse gestoßen und hat von ihnen ausgehend die Anwendungsfelder ermittelt.

Literatur

- Goodwin, C. (1994): Professional Vision. In: *American Anthropologist*, 96. Jg., H. 3, S. 606–633.
<https://doi.org/10.1525/aa.1994.96.3.02a00100>
- Goodwin, C./Goodwin, M.H. (1997): Contested Vision: The Discursive Constitution of Rodney King. In: Gunarsson, B.-L./Linell, P./Nordberg, B. (Hrsg.): *The Construction of Professional Discourse*. New York, S. 292–316.
- Reichert, J. (1991): Aufklärungsarbeit. Kriminalpolizisten und Feldforscher bei der Arbeit. Stuttgart.
- Tutt, D./Hindmarsh, J. (2011): Reenactments at Work: Demonstrating Conduct in Data Sessions. In: *Research on Language and Social Interaction*, 44. Jg., H. 3, S. 211–236.
<https://doi.org/10.1080/08351813.2011.591765>

DOI: <https://doi.org/10.3224/zqf.v20i2.12>

Marius Meinhof

Wie entstehen ethnographische Daten?

Christian Meier zu Verl: Daten-Karrieren und epistemische Materialität. Eine wissenschaftssoziologische Studie zur methodologischen Praxis der Ethnografie. Stuttgart:

Metzler. Hardcover 2018, 282 S., ISBN 978-3476046031, 39,99 €

Ethnographische Feldforschung wurde vermutlich mehr als jede andere sozialwissenschaftliche Methode einer reflexiven Methodendiskussion unterzogen. Spätestens seit der berühmten Writing Culture Debatte im Jahr 1989 bemüht sich eine große Zahl an Ethnograph*innen, ihre eigenen Erkenntnisstile und ihre Position im Feld selbstkritisch und in publizierten Arbeiten zu reflektieren. In jüngerer Zeit findet eine ähnliche Reflexion, wenn auch unter anderen Vorzeichen, auch in Bezug auf andere qualitative Methoden statt: Im Rahmen der Wissenschaftsforschung werden zunehmend auch sozialwissenschaftliche Forschungspraktiken in den Blick genommen, etwa die fragebogenbasierte Forschung (Maynard u.a. 2002), die qualitative Interviewforschung (Greiffenhagen/Mair/Sharrock 2011) oder die Konversationsanalyse (Bushnell 2012). Im Rahmen dieser Studien zeigen Wissenschaftsforscher, wie sozialwissenschaftliche Ergebnisse hergestellt und interpretiert werden, und tragen damit zu einer Reflexion der Praktiken der sozialwissenschaftlichen Tätigkeit bei, die über abstrakte wissenschaftstheoretische Postulate hinausgeht. In dieser Wissenschaftsforschung werden nun wiederum teilweise ethnographische Methoden genutzt, um wissenschaftliche Praktiken verfremdend zu betrachten und zu analysieren – für Naturwissenschaften taten dies etwa Latour/Woolgar (1979), für qualitative Sozialforschung etwa Greiffenhagen/Mair/Sharrock (2011). Weil zwischen Ethnographie und (Sozial-)Wissenschaftsforschung eine derart komplementäre Entwicklung hin zur reflexiven Selbsterforschung stattfindet, und weil ethnographische Methoden dabei eine so zentrale Rolle spielen, überrascht es, dass diese beiden Traditionen reflexiver Selbstbeschäftigung – die der ethnographischen Selbstreflexion und die der (Sozial-)Wissenschaftsforschung – bisher noch nicht in einer Forschung über ethnographisches Forschen zusammengebracht wurden. Eine solche Arbeit – eine Ethnographie des ethnographischen Forschens – wurde mit dem hier zu besprechenden Werk nun von Christian Meier zu Verl (2018) vorgelegt. Meier zu Verl begleitet ein ethnographisch forschendes Projekt-